

Eine Jugend in Sonneberg

Aufzeichnung aus einem Gespräch mit Tankred Dorst von Gerhard Mensching

Sonneberg ist ein Ort am Südhang vom Thüringer Wald. Man kann vom Westen her rüberschauen. Es ist eine Spielzeugstadt, aber meine Familie, mein Vater und Großvater hatten eine Maschinenfabrik, die Maschinen für die Porzellan-Industrie herstellte. Und der Großvater - das ist der Großvater mit den Sitzbadewannen im Chimborazo - auch in dem Stück, das ich gerade für den WDR mache, ist es eine der Hauptrollen - ich habe ihn nicht gekannt, ich habe auch meinen Vater nicht gekannt, er ist sehr früh gestorben, alle sind an Tuberkulose gestorben in der Familie. Der Urgroßvater hat die Fabrik gegründet, und der Großvater war so ein - wütender Demokrat. Er war ein zwei Meter großer Mann mit einem Bart, der barfuß über eine früher sumpfige, heute aus Wiesen und Feldern bestehende Ebene zu diesem Berg, also zu dem „Chimborazo“ ging, der jetzt im Westen ist. Das Dorf, aus dem ich stamme, hieß zu meiner Zeit noch Oberlind, und viele der Einwohner lebten von der Fabrik. Es gab eine Ziegelei und die Maschinenfabrik Dorst, die jetzt Thüringia heißt. Das Haus war eigenartig, das kommt ja auch im „Chimborazo“ vor, er war solch ein Sitzbadewannennarr, ein Naturapostel, es gab einen Gemüsegarten und dahinter einen großen Garten mit Bäumen und einem Gartenhaus mit bunten Fenstern, durch die man durchschauen konnte, so daß die Kornfelder dahinter rot und grün und blau erschienen. Auf einer großen Wiese standen die Sitzbadewannen. Das war auch noch so, als mein Großvater schon tot war. Er hatte da diese Sitzbadewannen mit Wasser darin, damit es von der Sonne gewärmt wurde, und da saß er wohl immer drin. Und er wollte auch, daß die Arbeiter alle Sitzbadewannen hatten. Er war ein Naturapostel und hatte so eine närrische Vorstellung von Demokratie. Eine wütende, eher unangenehme, glaube ich. Das Haus, in dem er lebte, war außerordentlich ungemütlich. Es gab keine Vorhänge, weil er sagte: „Jeder muß sehen können, wie ich lebe“, und es gab keine Teppiche, weil er sagte: „Der Teppich trennt mich vom Arbeiter“. Und es gab auch kein Porzellan, obwohl wir die Maschinen machten, mit denen Porzellan hergestellt wurde, es gab nur Blechnäpfe, weil er für das Praktische war, denn Porzellan ging kaputt, es war unpraktisch, und schon gar keine Untertassen, so daß das Haus solch eine protestantische Ungemütlichkeit hatte, an die ich mich aus meiner Kindheit auch noch entsinnen kann. Und der Sohn, also mein Vater, war ein - ich weiß das nur aus Erzählungen, Bildern -gehemmter, eher zurückhaltender Mensch, der die Fabrik dann übernahm, eine Zeitlang, der dann früh krank wurde und das aber nicht zeigen wollte. Er ist wohl zehn Jahre lang krank gewesen und dann gestorben. Er ließ sich immer nach Coburg, das ist jetzt im Westen, von Sonneberg mit einem Chauffeur hinfahren, weil er im Wald Spaziergehen mußte, und das wollte er nicht da tun, wo ihn Leute sahen. Meine Mutter stammt aus Wuppertal, mein Vater und sie lernten sich auf der Wartburg auf eine romantische Weise kennen. Meine Mutter war wohl so ein naives Protestkind der damaligen Zeit, mit weißen Reformkleidern und auf eine bürgerliche Weise für das einfache Leben. Und sie dachte: mit diesem wunderbaren Mann auf dem Land zu leben, das muß herrlich sein! Sie kam dahin und war von dem Großvater und vor allem er von ihr fasziniert, ein Großstadtkind, Wuppertal ist zwar keine Großstadt, aber für Sonneberg war es natürlich eine Großstadt. Sie kam aus der großen Welt und ging mit diesem Großvater barfuß über die Wiesen zu diesem Berg, und er sang und machte immer Verbesserungsvorschläge, für die Bauern, törichte, und sie fand das so schön, das einfache Leben. Der Mann hat sich ihr aber mehr und mehr entzogen, durch Krankheit entzogen, und er wurde unnahbar, und sie blieb mit ihrem einsamen Leben da hängen dreißig oder vierzig Jahre lang. Aber das wurde nie eingestanden, sie durfte es nie eingestehen, weil sie diesen Entschluss gefasst hatte, auf's Land zu ziehen. Sie stammte aus einer Fabrikantenfamilie aus Wuppertal. Dieser Großvater hatte eine kleine Seifenfabrik, die damals sehr viel Geld eingebracht hat. Der Vater war als Lehrling in den Gründerjahren nach Wuppertal gekommen und hatte es dann zu der Fabrik gebracht, ein kleiner Betrieb mit wenigen Leuten, aber in solchen chemischen Fabriken wurde damals offenbar viel Geld verdient. Dieser Großvater, ich habe ihn noch sehr gut gekannt, war sehr unangenehm. Ein böser alter Mann, deutsch-national und streng, die Familie hat Angst vor ihm gehabt. Wenn man beim Frühstück saß und er kam herein, drehte man das Brot um, damit er nicht sah, daß auch Butter auf dem Brot war. Meine Großmutter aus Wuppertal, die ich noch als eine freundliche, alte, am Schluß geistesverwirrte alte Frau kannte, war von ihm geschluckt. Wie sie einmal schwerkrank war, und man dachte, sie stirbt, da hat meine Mutter, wie sie im Bett lag, das Portemonnaie von ihr genommen. Sie hat es aufgemacht, und es war darin ein Zettel, auf dem stand: „Lakaienseele“. Das war ein Zettel, den hatte ihr der Großvater vor fünfzig oder vierzig Jahren beim Frühstück aufgeschrieben und auf den Tisch gelegt und ist weggegangen. Diesen Zettel hat sie die ganze Zeit mit sich geführt. Wenn der Großvater ins Zimmer kam, dann sprach man nicht mehr. Er prozessierte dann auch mit seinem Sohn, und alle waren wütend gegeneinander. Aus diesen bürgerlichen, deutsch-nationalen Verhältnissen kam sie dann in das für sie damals sehr romantische Sonneberg. Sie heiratete meinen Vater, der schon viel weiter war, irgendwie weitsinniger oder wie man sagen soll. Er war weiltäufiger und hatte Vorlieben für Autoren wie Walt Whitman, Emerson, Goethe, Schopenhauer und Thoreau. Es war der bürgerliche Idealismus, der vorherrschte. So bin ich auch eigentlich in diesem Sinne aufgewachsen, erzogen worden . . . Fotos von

meiner Mutter sind immer stilisiert auf einfaches Leben, mit einem weißen Kleid im Garten mit einem Buch, das sie hält, in dem sie gar nicht liest, aber sie hatte die Vorstellung, daß der gebildete Mensch aus Büchern Weisheit empfängt. Es gab immer Krankheiten zuhause. Mein Vater war sehr lange krank, und dann wurde mein Bruder krank, Knochentuberkulose, und war lange Jahre in einem Heim, kam dann zurück und hatte immer einen Hauslehrer, bis fast zum Abitur, der auch im Haus wohnte. Er mußte immer im Gipsbett liegen und konnte zwei Stunden am Tag in einem Korsett laufen, das hat ihn natürlich sehr bestimmt. Nach dem Tode meines Vaters hat ein Onkel die Fabrik übernommen, der vor ein paar Jahren gestorben ist, der war eigentlich ein kleinherziger und geiziger Mann. Meine Mutter mußte aus dem Haus heraus und hat sich von dem Geld, das sie von ihrem Vater aus Wuppertal bekam, ein kleines Haus in dem riesigen Garten gebaut, in dem man als Kinder eigentlich nie bis ans Ende kam, und das war das Haus, in dem ich dann großgeworden bin.

Aus dem Programmheft der Uraufführung „Auf dem Chimborazo“ am 23. Januar 1975 im Schloßpark-Theater Berlin.